

Rolf Hermann

„pendelschreiben“

Laudatio auf José F.A. Oliver

zur Verleihung des Basler Lyrikpreises 2015

Vor bald dreissig Jahren, 1987, erschien im kleinen Berliner Verlag mit dem Namen „Das arabische Buch“ der erste Lyrikband von José Francisco Agüera Oliver. Er trägt den Titel *Auf-Bruch* und beginnt mit zwei Gedichten, deren Überschriften „Ich“ und „Fremd“ lauten. Rückblickend lässt sich sagen, dass Oliver in diesen beiden Gedichten im Kern die Ausrichtung seines beeindruckend umfangreichen Schaffens bereits umschrieben hat: Ein „Ich“, das sich auf die Suche begibt, um in der Sprache eine neue Heimat zu finden – „wortein & wortaus“. Im Inneren und im Äussern. Im Ausloten von Bekanntem und Fremdem.

Fremd

*von außen
suche ich Verständnis
für das Fremde*

*ohne
mich zu erinnern
an das Fremde
im Innern*

Von José F.A. Olivers Suche nach identitätsstiftenden, poetischen Zwischenräumen zeugen bis dato 15 Bücher: Zu diesen zählen der Essayband *Mein andalusisches Schwarzwalddorf*, 2007 erschienen, ein poetisches Lehrmittel aus dem Jahr 2013 mit dem Titel *Lyrisches Schreiben im Unterricht: Vom Wort in die Verdichtung*, das auf Olivers langjähriger Erfahrung im Unterrichten von mit dem Literaturhaus Stuttgart gemeinsam entwickelten Schreibwerkstätten basiert, sowie 13 Gedichtbände, darunter: *fernlautmetz* (2000), *nachtrandspuren* (2002), *finnischer wintervorrat* (2005), *unterschlupf* (2006) und *fahrtenschreiber* (2010). In diesem März wird zudem Olivers zweite Essaysammlung

Fremdenzimmer erscheinen, die mir der Autor freundlicherweise als Typoskript zur Verfügung gestellt hat.

Ähnlich wie in *Mein andalusisches Schwarwalddorf* macht sich Oliver in seinem neuesten Band auf Spurensuche nach seiner mehrsprachigen und mehrkulturellen Herkunft. Er, der 1961 in eine andalusische Gastarbeiterfamilie im Schwarzwald – genauer: in Hausach im Kinzigtal – geboren wurde, wo er übrigens seit 1997 das von ihm ins Leben gerufene Literaturfestival LeseLenz kuratiert, nimmt die Welt zugleich als Deutscher und als Spanier wie auch in den dialektalen Färbungen des Alemannischen und des Andalusischen wahr. In *Fremdenzimmer* (2015) schildert Oliver gleichsam eine Urszene seiner Sprach- und Welterfahrung:

Ich bin in einem Haus aufgewachsen, das zwei Stockwerke hatte. Im ersten Stock wurde alemannisch gesprochen, also annähernd deutsch, und im zweiten andalusisch, also annähernd spanisch. Wenn sich eine sternenhelle Nacht abzeichnete und man den Mond am Himmel sah, hieß er im zweiten Stock „la luna“ und war weiblich. Betrachtete man „la luna“ vom ersten Stock aus, war sie plötzlich männlich und hieß „der Mond“. Ein paar Treppenstufen genügten, und aus der Frau wurde ein Mann – oder umgekehrt.

Der simultane Erwerb verschiedener Sprachen lässt das Kind erahnen, dass die begriffliche Einordnung der Welt durchlässig ist, dass Wörter wandelbar und wandlungsfähig sind. Die Mehrsprachigkeit wird damit zu einer Bereicherung, lässt aber auch eine sprachliche Heimatlosigkeit entstehen, einen schwer zu benennenden Zwischenraum, ein kahles und kaltes Treppenhaus, zwischen zwei Stockwerken, auf welchen sich verschlossene Wohnungen befinden – jede für sich in wohlige Licht getaucht und mit warmen Stimmen erfüllt.

Der Mensch, der als Kind zwischen „Mond“ und „luna“ zu entscheiden hatte und zwischen den Sprachen pendelte, bildete sein Sprachsensorium aus. Wie ein Steinbildhauer den Stein klopft er die Sprache ab, entdeckt er klangliche wie semantische Äderungen und schafft, in enger Entsprechung zum ihm vorliegenden Material, neue Formen. Das kahle Treppenhaus aus Kinder-

tagen hat sich im Lauf der Zeit in ein mehrstimmiges Klanggehäuse verwandelt. Aus „Mond“ und „luna“ schuf der Dichter: „die Mondin“. Etwas, das weder „Mond“ noch „luna“ – und dennoch beides gleichzeitig ist. Mit dieser Wortschöpfung gelang es Oliver, die Sprache seiner Ahnen mit der Mehrheitssprache jenes Landes, in dem er vorwiegend lebt, zur Verschmelzung zu bringen. Ein heimatloser Wanderer zwischen Welten, fühlt sich plötzlich, kraft eines einzigen Wortes, zuhause bei sich selbst. Diese Erfahrung liegt auch dem folgenden, kurzen Gedicht aus *fernlautmetz* zugrunde:

fremdw:ort

*das so leicht nicht sag-
bar ist und wird*

*aus den angeln
gehobene nähe*

Dieses Moment der poetischen Identitätsstiftung, die „aus den angeln gehobene nähe“, nennt José F.A. Oliver „gedankenfühle“. Es entsteht immer dort, so Oliver in *Mein andalusisches Schwarzwalddorf*, wo ihm Sprache am nächsten werde. „Dort nämlich, wo ich sie nicht verstehe und deshalb durch sie werde. Über das Vertraute der Blick ins Fremde, um dadurch fragender zu werden im Vertrauten.“

*Die mondin. Die todin. Die meerin. Der meer.
Oder: Die atemprotokolle. Der augohrfeinschliff. Die dämmermembran. Das
hautgedächtnis. Das klangduftbild. Der schreibnomade. Der sprachschritt puls. Die
wanderzungen.
Oder: nomadenfiebrig. nomadensüchtig.*

Das Vertraute unablässig in Frage zu stellen – das erreicht Oliver mit unterschiedlichen poetischen Verfahren. Neben seiner Lust, Neologismen, Wortzwitter und rätselhaft, teils mehrsprachige Wortpaarungen zu schaffen, ist Olivers Umgang mit Satzzeichen das wohl auffälligste Sprachspiel, das er betreibt: Majuskeln, Trennungszeichen, Querstriche und

vor allem in die Wörter hinein gesetzte Doppelpunkte führen immer wieder zu einer Entautomatisierung unserer Wahrnehmung von Sprache. Besonders erwähnenswert ist die für Oliver essentielle Verbindung von Ort und Wort in der Schreibung *w:ort*. Auf diese Weise entsteht Mehrdeutigkeit. Der Klang der Sprache – die Sprachmusik – sowie das schier grenzenlose Assoziationspotenzial, das in Worten, Wörtern und Wortfetzen liegt oder liegen kann, treten damit umso wunderbarer in Erscheinung.

Wer derart riskant auf dem Hochseil der Sprache balanciert, benötigt gelegentlich ein Sicherheitsnetz. Für Oliver besteht dieses Netz aus Büchern, Texten, Sätzen anderer Schreibender. Immer wieder flicht er Zitate in seine Gedichte ein. Als Selbstvergewisserung, als Ermutigung, aber auch als Zeichen des Dankes. Im Besonderen wären da anzuführen: Federico García Lorca, den er auch übersetzt, und Friederike Mayröcker, auch Jorge Louis Borges, Paul Celan, Giorgos Seferis, Rose Ausländer, Konstantinos Kavafis, Ilija Trojanow – um nur ein paar wenige zu nennen. Sie gehören zu Olivers Referenzen, die sich zu einem weitverzweigten Bezugsraum der Intertextualität öffnen.

Im Gedicht „ansichten der uhr II“, das sich im Band *fahrtenschreiber* findet, löst ein Zitat eine vielschichtige, ins Poetologische mündende Reflexion aus. Diese gestaltet sich nicht zwei-, sondern dreisprachig.

ansichten der uhr II

*ich lese
»portugiesische schwester des blues« &
denke Pessoa. Die saudade der uhren
ihr hafen / das schreibgewicht / das
pendelschreiben
am saum der zifferblätter*

Visuell fällt zunächst auf, dass das sechszeilige, aus 23 Wörtern bestehende Gedicht nicht links-, sondern rechtsbündig gesetzt ist, ein von der üblichen Setzung lyrischer Texte abweichendes Gestaltungsmittel, das Oliver seit dem

Band *finnischer wintervorrat* wiederholt einsetzt. Durch diese an das arabische Schriftbild erinnernde Form erhalten die Verse ein gesteigertes Mass an Autonomie und Verletzlichkeit. Zudem hat die ungewöhnliche Setzung der Gedichte eine Änderung des Leseblicks zu Folge. Nach jedem Zeilenbruch muss das Auge kurz nach dem nächsten Zeilenanfang Ausschau halten, muss sich anders orientieren. Der Blick wird unruhiger, rastloser, beginnt zu schweifen, zu wandern.

Dieser rastlos wandernde Leseblick findet seine Entsprechung in dem nach Analogien suchenden Gestus des Gedichts. Die am Ende des 19. Jahrhunderts in der afroamerikanischen Gesellschaft der USA entstandene Musikform des Blues erinnert das lyrische Ich an den Ausdruck „saudade“. Eine spezifisch portugiesische und galizische Form des Weltschmerzes, dem der Dichter Fernando Pessoa seinen wohl berühmtesten Vierzeiler gewidmet hat. Darin unterstreicht Pessoa die Tatsache, dass das Konzept der „saudade“ ein genuin portugiesisches und deshalb unübersetzbar ist. Im Kern bezeichnet „saudade“ das Gefühl, etwas Geliebtes für immer verloren zu haben, und zugleich ein sehnsuchtsvolles, nicht zu stillendes Verlangen nach etwas, das unwiederbringlich ist.

Dieses Verlustgefühl, gepaart mit der Hoffnung, das Verlorene im Akt des Schreibens, wenn nicht auferstehen, so doch wenigstens als vielfältiges Echo gegenwärtig zu machen, kann wohl als Impetus für die Schreibbewegung in „ansichten der uhr II“ gesehen werden. Darauf deutet die Wiederholung des Wortes „uhr“, das im Titel enthalten und am Ende der dritten Zeile im Plural wiederkehrt, hin: „die *saudade* der uhren“. Der in der ersten Hälfte des Gedichts etablierte transkulturelle Raum, weitet sich nun ins Poetologische. In zwei Neologismen wird das Lexem „schreib“ mit Begriffen aus dem Wortfeld „uhr“ verschmolzen: „schreibgewicht“ und „pendelschreiben“. Das Unterwegssein, die Bewegung an sich, dieses permanente Hin-und-Her-Schwingen, in dem sich das Schreiben vollzieht, ist dem lyrischen Ich „hafen“ und „saum“ zugleich.

„Ich weiss“, so José F.A. Oliver in einem Interview 2013, „dass alles im Leben Peripherie und Zentrum zugleich ist. Deshalb finden sich diese Ränder ständig und überall. Ein Dichter beispielsweise lebt unweigerlich an der Peripherie. Wo immer er auch sei.“ (In: Poet Nr. 15. Leipzig: Literaturmagazin poetenladen, 2013.)

Olivers Schreiben: Ein Pendeln, das zwischen zwei Stockwerken begann und das sich fortgesetzt hat und sich fortsetzt im Pendeln zwischen Sprachen und Kulturen; im Pendeln zwischen dem Eigenen im Fremden und dem Fremden im Eigenen; im Pendeln zwischen peripherem Zentrum und zentraler Peripherie. Angetrieben vom Wissen um die Vergänglichkeit alles Seienden – und dass dieses Wissen in einem das Verständnis transzendierenden Wort dauerhaft ein leuchtendes Echo finden kann.

Für dieses konsequente „pendelschreiben“, das die Grenzen dessen, was sagbar ist, mit jedem Gedicht neu auslotet und überschreitet – dafür möchten wir Ihnen, lieber José F.A. Oliver, den diesjährigen Basler Lyrikpreis verleihen.

Basel, im Januar 2015 / RH